

Goldene Jahre

Über Autobiografien österreichischer Schirennläufer

Nikola Langreiter

Österreichische Schirennfahrer erhalten viel öffentliche Aufmerksamkeit; wenig überraschend, dass sie recht zahlreich ihre Memoiren veröffentlichen. Was möchten die Stars LeserInnen mitgeben? Vier Autobiografien von berühmten (ehemaligen) Schistars werden exemplarisch analysiert; besondere Aufmerksamkeit gilt dabei folgenden Aspekten: Wie schreiben sie über sich selbst, über ihre Körper, über ihre Beziehungen zu anderen und über Österreich. Darüber hinaus wird den spezifischen Entstehungszusammenhängen dieser Autobiografien nachgegangen.

„Es stimmt, ich hab mich vor dieser Autobiografie ein halbes Jahrhundert gedrückt.“¹

Autobiografien von SportlerInnen verkaufen sich gut und werden wohl auch viel gelesen. Schirennfahrer sind *die* österreichischen Sportler schlechthin, vielfach wird ihnen identitätsstiftendes Potential zugesprochen;² nicht weiter verwunderlich, dass sie verhältnismäßig zahlreich ihre Lebenserinnerungen auf den Markt bringen. Die heimischen Schirennläufer sind, jedenfalls in ihrer aktiven Zeit, unbestritten Stars – sie sind prominent und gefragt, ihr Leben ist von öffentlichem Interesse. Auf Basis von vier „zufällig“ ausgewählten

1 Klammer, Franz: Ein Leben wie ein Roman. Aufgezeichnet von Adi Kornfeld. Wien 2003, S. 233.

2 Vielmehr als den Protagonistinnen; obwohl über den Schisport vereinzelt auch Frauen (Annemarie Moser-Pröll, Petra Kronberger) den Status nationaler Idole und Symbole erreichten. Für ‚die österreichische Identität‘ ähnlich bedeutsam scheinen Fußball und eventuell noch Schispringen. Interessant, dass Snowboarden als Negativfolie aufgezogen wird: Die Boarder haben Streit mit den Sportverbänden und rauchen Haschisch; vgl. Kogoi, Traude, Konrad Mitschka: Das große Buch des Spitzensports. Athleten, Siege, Storys. Wien 1998, S. 45; S. 127.

Autobiografien frage ich im Folgenden, worum es in diesen Büchern geht, was die Schiprosis LeserInnen mitteilen wollen und versuche, den Kern der Texte zu erkennen. Ziel ist eine Annäherung an soziale und kulturelle Rahmenbedingungen, an Ideologisches, spezifisch Perspektivisches und tendenziell Verschwiegenes.³

Biografieforschung interessiert sich nicht zuletzt dafür, warum Menschen ihre Lebensgeschichte – oder Teile daraus – aufschreiben und unter welchen Voraussetzungen, in welchen Zusammenhängen das geschieht. Allgemein wird im Alter eher autobiografisiert – das hat mit der nötigen Zeit und Muße zu tun, ebenso mit der Fülle des Stoffes. Wer alt ist, hat wahrscheinlich schon mehr erfahren. In den späten Jahren oder am Ende einer Berufslaufbahn entsteht oft das Bedürfnis, das Erlebte zusammenzufassen und sich von dessen Sinnhaftigkeit und Schlüssigkeit zu vergewissern. Nach massiven Veränderungen der Lebensumstände kann autobiografisches Schreiben helfen, das eigene Dasein wieder zu ordnen und der Selbstidentifikation dienen.⁴

Menschen nutzen für dieses Erinnern und Bewerten individuelle – dabei keineswegs beliebige – Spielräume. Jene, die ihre Lebensgeschichte für etwas Besonderes halten, schreiben sie eher auf, und AufsteigerInnen verfassen öfter Autobiografien als Menschen, die sich für ‚durchschnittlich‘ halten. Außergewöhnliches ist leichter zu erzählen, als Alltägliches/‚Normales‘ – so sind auch extreme Verlierer-Geschichten mitteilenswert. Lebensgeschichten sollen andere interessieren; sie sind immer auch Performanz.

Was hier allgemein über Autobiografisieren gesagt wird, gilt auch für die Schifahrer, die ihre Lebensgeschichte veröffentlichten. Sie schrieben vor allem nach dem Karriere-Ende – im Alter gewissermaßen –, nach einem beruflichen Neustart, nach existentiell bedrohlichen Unfällen oder Krankheiten. Auch unter den Schirennläufern schreiben eher die besonders Erfolgreichen, die besonders Berühmten oder jene mit ganz besonderem Schicksal.

3 Eine kürzere Fassung dieses Textes, mit einem Fokus auf Sportlerautobiografien als Genre erscheint in: Marschik, Matthias, Georg Spitaler (Hg.): Helden der Moderne. Sportstars in Österreich. Innsbruck u.a. (2006).

4 Hahn, Alois: Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie. Frankfurt am Main 2000, S. 112 f.

Der österreichische Schifahrer Hermann Maier publizierte seine erste Lebensgeschichte⁵ (*Ich gehe meinen Weg*) 1998 nach einem schweren Sturz. Sechs Jahre später rollte er sein Leben abermals auf. Im ersten Sommer nach dem sportlichen Comeback beschloss er, „das härteste und schwierigste Rennen meines Lebens noch einmal aufzuarbeiten“.⁶ *Rennen* symbolisiert hier einen Lebensabschnitt und steht für die Zeit zwischen einem gravierenden Motorradunfall und dem Wiedereinstieg in den Rennsport. Maier benennt selbst Funktionen, die das Aufschreiben von Erlebtem für ihn hatte und spricht von *erinnern* und *aufarbeiten*. Der Autobiograf deutet einen therapeutischen Sinn an; LeserInnen liefere er mit seiner Selbstvergewisserung eine authentische, eine „echte“ Geschichte.

Nach einer ähnlich schwierigen Lebenssituation verfasste der ehemalige Schirennläufer Günther Mader das Buch *ÜberLeben. Ski-Star, Schlaganfall-Patient, Manager*. Wenige Tage nach seinem Rückzug aus dem Spitzensport erlitt Mader einen Schlaganfall. Mühsam musste er die Abläufe des alltäglichen Lebens von Grund auf wieder erlernen. Fünf Jahre nach der Krankheit, nach weitgehender Rehabilitation und einem beruflichen Neuanfang als Rennlaufmanager einer Schifirma schrieb er über seine „drei Leben“.⁷

Erik Schinegger verarbeitete in seiner Autobiografie *Mein Sieg über mich* eine Geschlechtsumwandlung und damit einen Bruch, wie er in wenigen Lebensgeschichten vorkommt.⁸ Vergleichsweise unspektakulär muten die Bücher anderer ‚gealterter‘ Stars an, Franz Klammers Autobiografie zum Beispiel oder jene von Karl Schranz.

5 Die meisten der hier zitierten Sportler haben sich beim Schreiben helfen lassen (von Sportjournalisten) und legen das auch offen. Ich spreche trotzdem von Autobiografien.

6 Maier, Hermann, Knut Okressek: *Das Rennen meines Lebens*. Autobiografie. Wien 2004, Umschlag.

7 Mader, Günther: *ÜberLeben. Ski-Star, Schlaganfall-Patient, Manager*. Graz 2003. Diffus bleibt, wer hier geschrieben hat. An manchen Stellen sind ausgewiesen die Ehefrau oder der Trainer am Wort; zwischendurch wird vom Autobiografen in der dritten Person geschrieben, parallel gibt es ein „Ich“ und „Wir“.

8 Schinegger, Erik: *Mein Sieg über mich*. München u.a. 1988. Diese Geschichte bedürfte einer breiteren Kontextualisierung. Ich gehe daher auf Schineggers Autobiografie hier nicht ein.

Worüber schreiben Schistars

Lebensläufe sind nur über die „Fiktion biographischer Repräsentation als Wirklichkeit zugänglich“,⁹ denn sie bestehen aus einer unendlichen Zahl von Ereignissen, Erfahrungen, Empfindungen und sind in ihrer Gesamtheit nicht darstellbar, ja nicht einmal bewusst erlebbar. Eine biografische Identität wird aufgebaut – um ein Leben darzustellen, wird schematisiert, Vergangenes selektiv vergegenwärtigt und dann werden diese Elemente für einen spezifischen Kontext zusammengesetzt. Gängige Diskurse dienen dabei als Dispositive: „Worüber kann ich sprechen, denn worüber wird gesprochen? [...] Worüber sollte ich schweigen, denn worüber schweigt man?“¹⁰ Biografien kommen also im sozialen Raum zustande; lebensgeschichtliche Texte übersetzen von dominanten Diskursen/dem ‚Gerede‘, was ihnen relevant erscheint, in die jeweilige Lebenswelt – Ethisches, Politisches, Wissenschaftliches, Religiöses usw.¹¹

Lebenskonstruktionen, wie sie eine Autobiografie wiederspiegelt, können als Regelgerüst eines Lebens verstanden werden. Meist sind diese Konzepte in sich schlüssig und kohärent im Stil, sie enthalten praktisches Wissen und sogenanntes *tacit knowledge*,¹² selbstverständliches und vorausgesetztes Wissen, das unerwähnt bleibt.

Franz Klammer erzählt *Ein Leben wie ein Roman*. Er geht chronologisch vor, beginnt beim Großvater mütterlicherseits und kommt bald zu seinen Anfängen als Schisportler,¹³ führt weiter durch die Höhen und Tiefen seiner Zeit als Aktiver und seine berufliche Laufbahn danach. Dazwischen finden sich Abschnitte zu Franz Klammer privat – über die Hobbys Autofahren und Golf, die Liebe, über den Schiunfall, der seinen Bruder in den Rollstuhl brachte, mehrere Sequenzen zur Familie, zu wechselnden Wohnorten oder Reisen. Das Inhaltsverzeichnis enthält Kapitel wie: *Die Kindheit am Berg, Der Jahrhundertwinter, Das Beben am Patscherkofel, Eva, Die schlech-*

9 Hahn: Konstruktionen (wie Anm. 4), S. 101.

10 Sieder, Reinhard: Einleitung. In: Ders. (Hg.) Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen (= Kultur als Praxis, 1). Wien 1999, S. 7–13, hier S. 12.

11 Vgl. Sieder, Reinhard: Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie. Nachschrift. In: Ders.: Leben (wie Anm. 3), S. 234–265, hier S. 245.

12 Vgl. Polanyi, Michael: Implizites Wissen. Frankfurt am Main 1985 (Orig. 1966).

13 Von diesem zweiten Kapitel an wird in Ichform erzählt; hin und wieder kommen Beteiligte zu Wort – zwei Mentoren des jungen Franz Klammer, seine Ehefrau, sein Bruder, daneben finden sich längere Passagen aus Büchern über Klammer.

ten Jahre, *Das abenteuerliche Leben einer Legende*.¹⁴ Ähnlich lauten die Übersichten in den Autobiografien von Günther Mader, Hermann Maier und Karl Schranz.¹⁵

Wenig überraschend steht der Beruf im Zentrum dieser Biografien; Spitzensport erlaubt kein balanciertes und ausgewogenes, kein ‚normales‘ Leben. Viel ist von Kosten, Verzicht und Opfern zu lesen – sich selbst nehmen die Athleten aber nicht als Opfer wahr, Erfolg ist ihre Gratifikation.¹⁶ Ausführlich, und manchmal von ihrem frühesten Beginn an, werden Karrieren nachvollzogen. In allen Texten sind Durchsetzungsfähigkeit und Ausdauer wesentliche Motive: es geht um Härte im täglichen Training und mehr noch in Krisen und schwierigen Situationen. Letztere beziehen sich vor allem auf körperliche Missstände, auch auf Probleme mit dem Material oder mit den organisatorisch-politischen Strukturen des Schirennsports.

Die erfolgreichen Leistungssportler haben ihren Fans etwas zu sagen und sie haben einer – durchaus breiteren – LeserInnenschaft konkrete Tipps zu geben. Weil: „Das Leben ist ein Abfahrtslauf.“

Unter diesem Titel hält der ehemalige Abfahrtsläufer Armin Assinger als Motivationstrainer Vorträge und bietet sich als Ratgeber für berufliche und private Herausforderungen an. Denn „die Erfahrung von Extremmenschen [ist] für das alltägliche Leben nutzbar zu machen“.¹⁷ Auch wenn sich die anderen hier zitierten Autoren (noch) nicht in diese Richtung professionalisiert haben, mehr oder weniger implizit enthalten ihre Geschichten Tipps und Tricks für ‚Normalverbraucher‘ – jeder kann in diesem rasanten Abfahrtslauf *Leben* einmal „aus der Kurve fliegen, einen gewaltigen Sprung nicht überstehen“.¹⁸

14 Klammer: *Leben* (wie Anm. 1), S. 5.

15 Oder bei den Schispringern – vgl. Goldberger, Andreas: *Absprung. Mein Leben im Höhenflug*. Aufgezeichnet von Günther Hartl. Bad Sauerbrunn 1996; Innauer, Toni: *Der kritische Punkt*. Aufgezeichnet von Christian Seiler. 2. Aufl., Bad Sauerbrunn 1992.

16 Bei ‚gescheiterten‘ AthletInnen sieht das anders aus, wie Anke Delow am Beispiel von Biografien ehemaliger DDR-LeistungssportlerInnen zeigt; vgl. Delow, Anke: *Leistungssport und Biographie. DDR-Leistungssportler der letzten Generation und ihr schwieriger Weg in die Moderne* (= *Klinische Soziologie*, 3). Münster u.a. 2000.

17 Assinger, Armin, Günter Klug: *Auch Sieger haben Angst. Was Sie von Spitzensportlern lernen können*. 2. Aufl. Graz 2002, S. 11.

18 Ebd., S. 10.

Schistars über sich – Selbstbilder

„Der Gewinn des Gesamt-Weltcups verlieh meiner Bekanntheit und Popularität einen neuen Schub. Das merkte ich während der toten Saison. Ich konnte mich der Einladungen kaum erwehren. [...] Gast bei der Hochzeit des Aga Kahns in Paris, Autogrammstunde in einem Schuhhaus in Bern.“¹⁹

Autobiografien haben – wenigstens von der Intention her – meistens den Charakter von ‚Eigenwerbung‘.²⁰ „Die CI des Selbstgesprächs ist die Wasserdichtheit gegen Fragen und Antworten“, kommentierte der Sportjournalist Johann Skocek kürzlich die Autobiografie des österreichischen Fußballspielers Herbert Prohaska.²¹ Viele der Stars nutzen die Gelegenheit, kursierende Bilder und Vorstellungen rund um ihre Person autobiografisch richtig zu stellen. Unter anderem in diesem Zusammenhang wird gegen die Medien gewettert, die gierig nach Neuigkeiten und Sensationen, ständig überinterpretierten und bisweilen der Fantasie freien Lauf ließen. Vor allem scheinen die Sportler darunter zu leiden, über ihre eigenen Statements nicht verfügen und nicht beeinflussen zu können, was die Medien damit machen und wie das wiederum beim Publikum – Fans oder nicht – ankommt. Sind Geschichten einmal im Laufen, sind sie von den Betroffenen selbst kaum mehr aufzuhalten. Zugleich ist allen Rennläufern klar, wie abhängig von den Medien sind.

„Querulant“ wird etwa Hermann Maier oft geschimpft, dabei ist er nur ehrlich, bodenständig und echt, ein Einzelkämpfer, kein Anpassler, sein Recht ist ihm wichtig und sein Wort gilt. Maier ist nicht intellektuell, abgefeimtes Taktieren ist ihm fremd. Er ist zwar *Herminator*, *Außerirdischer*, *Monster*, aber zugleich ein ‚Normalo‘: Er

19 Schranz, Karl: Mein „Olympiasieg“. Aufgezeichnet von Stefan König und Gerhard Zimmer. Mit einem Grußwort von Dr. Thomas Klestil, Bundespräsident von Österreich, und einem Vorwort von Willy Bogner. München 2002, S. 165.

20 Und oft Werbung darüber hinaus: Das zweite Hermann Maier-Buch enthält im Anhang einen Steckbrief mit sämtlichen persönlichen Daten (bis hin zu Größe und Gewicht), der Fanpostadresse, Maiers Hobbys, den Lieblings Speisen und einer Aufzählung von bevorzugten Marken von der Schibrille über Socken und Unterwäsche bis zur Freizeitkleidung. Keine Spezialität der Schifahrer: In Goldbergers *Absprung* gibt es ein großes Farbbild von „Goldi“ vor seinem Fertigteilhaus mit den Planern der Firma Soundso (wie Anm. 15).

21 Skocek, Johann: Der Lochpass in die eigene Geschichte. In: Der Standard, Album, 10. Sept. 2005, S. A6; vgl. Prohaska, Herbert: Mein Leben. Wien 2005.

kommt oft zu spät²² und beim Besichtigen der Rennstrecken ist er wie ein Tourist auf der Piste unterwegs – mit dem Plan in der Hand braucht er stets ewig lang, bis er sich mit dem Streckenverlauf auskennt;²³ in Hotelzimmern muss er sich erst einmal eingewöhnen und das Zusammenpacken bei der Abreise bedeutet jedes Mal eine größere Herausforderung.²⁴ Wie andere junge Leute und erfolgreiche Männer macht er den ein oder anderen Blödsinn: Bei ausgelassenem Feiern knackst er sich eine Rippe an. „Ich ärgerte mich über meine Dummheit. Andererseits: Wann sollte ich feiern, wenn nicht nach so einem Sieg? Ich bin eben in jeder Beziehung extrem!“²⁵

Günther Mader wiederum hat einen „Tiroler Sturschädel“, mit dem er schon durch so manche Wand musste. Alberto Tomba habe den lockeren Italiener kultiviert, während Mader trainierte und Material entwickelte: „Günther war nie ‚Everybody’s Darling‘, das wollte er auch nie sein – dennoch ist er mit sechs ‚Goldenen Teekannen‘ der beliebteste Skirennläufer, den Österreich je hatte. Woran das liegt? ‚Ich war immer offen, ehrlich und direkt. Das mögen die Leute‘, sagt er.“²⁶

Und Karl Schranz kann heute erklären, warum er so ganz besonders in die Debatte rund um den Amateurstatus von LeistungssportlerInnen verwickelt war: „Ich kann nicht klein beigegeben. Ich kann den Mund nicht halten, wenn ich eine Sache für unrichtig oder gar ungerecht erachte. Ich kann nicht diplomatisch sein.“²⁷

Die Sportler wissen, dass die großen Veranstaltungen und die Medien Wir-Gefühle inszenieren, die wenig mit Solidarität, zwischenmenschlicher Verbindung oder ähnlichem zu tun haben. „Rituale legen Aufmerksamkeit und Zusammengehörigkeitsgefühle nahe, obwohl sie diese nicht notwendigerweise nach sich ziehen.“²⁸ Und den meisten der Stars ist nur allzu bewusst, dass mediales Interesse ihren Marktwert steigert – bei den Fans, bei den Sponsoren und in der

22 Vgl. Maier, Hermann: Ich gehe meinen Weg. Die einzige autorisierte Biographie des Olympiasiegers. Aufgezeichnet von Michael Smejkal. Wien, München 1998, nur z.B. S. 70, S. 103, S. 108, S. 177 f.

23 Ebd., S. 106.

24 Maier/Okresek: Rennen (wie Anm. 6), S. 249 f.

25 Ebd., S. 270.

26 Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 15; S. 80; vgl. S. 81; S. 173.

27 Schranz: Olympiasieg (wie Anm. 19), S. 205.

28 Breuss, Susanne, Karin Liebhart, Andreas Pribersky: Inszenierungen. Stichwörter zu Österreich. Wien 1995, S. 297.

Werbebranche. „Der Presserummel macht mir normalerweise nicht viel aus. That’s showbusiness – Geben und Nehmen“,²⁹ sagt ein abgeklärter Karl Schranz, der heute außerdem glaubt, dass der Medienrummel nach dem Ausschluss von den Olympischen Spielen 1972 ihn vor Depressionen bewahrt hatte und ihn den Schock über das abrupte Karriere-Ende überleben ließ.³⁰

Auf Hermann Maier hingegen lauerte bei der Entlassung aus dem Spital nach dem Motorrad-Unfall schon eine „hungrige Journalisten-Meute“.³¹ Und auch sonst leide er immer wieder unter Medienberichten – unfairen Kollegen würden in Interviews seltsame Aussagen entlockt und Maier generell alles mögliche unterstellt.³² Parallel dazu finden sich in Maiers zweitem Buch Interviews wortwörtlich abgedruckt, das erste nach dem Motorrad-Unfall zum Beispiel oder ein Transkript seines Auftritts in der österreichischen Fernseh-Talkshow „Vera“. Zahlreiche Faksimiles von Zeitungsausschnitten – gute Schlagzeilen, Covers, Bilder – lassen vermuten, dass Berichterstattung zwischendurch auch für Freude und Stolz sorgt.³³

Selbstbilder werden selbst erzeugt, aber manchmal werden Konzepte übernommen, die von anderen entwickelt worden sind – der Mensch sagt über sich, was andere über ihn sagen.³⁴ In den Vorworten führen die Co-Autoren mehrfach die Schiprosfis als Charaktere ein, überwiegend als ‚wilde Hunde‘ – selbstbewusst, mutig, optimistisch, ausgestattet mit eisernem Willen.³⁵ In Karl Schranz’ *Mein „Olympia-*

29 Schranz: *Olympiasieg* (wie Anm. 19), S. 21.

30 Vgl. ebd., S. 37; S. 223. Für eine wissenschaftliche Aufarbeitung der Medienberichte vgl. Stöber, Barbara: *Die Berichterstattung über den „Fall Schranz“ in den Printmedien. Ein internationaler Vergleich*. Wien (Diplomarb.) 2004; zur Produktion nationaler Identitäten durch die Medien auf Basis von Sport vgl. Whannel, Garry: *Sport and the Media*. In: Coakley, Jay, Eric Dunning (Hg.): *Handbook of Sport Studies*. London u.a. 2000, S. 291–308, hier v.a. S. 300.

31 Maier/Okressek: *Rennen* (wie Anm. 6), S. 82.

32 Ebd., S. 264.

33 In Karl Schranz’ *Autobiografie* finden sich gewissermaßen im Anhang *Notizen von Journalisten und Wegbegleitern*; in erster Linie Sportreporter kommen hier zu Wort. Hermann Maier jammert außerdem über PR-Termine – bei jedem Blödsinn, den Sponsoren anzetteln, müsse er mitmachen. Zugleich präsentiert er in den Fototeilen eine Fülle von PR- und Werbesujets.

34 Hahn: *Konstruktionen* (wie Anm. 4), S. 98.

35 Die (Auto-)Biografen frischen durchwegs ihre Erinnerungen mit Hilfe von Presse- und Vereinsarchiven auf; Franz Klammer und Karl Schranz hatten von Fans zusammengestellte Pressespiegel zur Verfügung. „Und es hat etwas durch-

sieg“ leitet erst der österreichische Bundespräsident ein, dann beschreibt Ex-Schifahrer Willy Bogner seinen ehemaligen Konkurrenten als Mann „*Mit Ecken und Kanten*“. Quer durch alle Autobiografien wird mit Vorurteilen aufgeräumt, andererseits werden gängige Bilder aufgegriffen und bestätigt; Erwartungen und Vorstellungen rund um die jeweilige Person will man offensichtlich nicht enttäuschen. Auch wenn es bei Franz Klammer im *Nachwort* heißt: „Und ich hoffe, ein jeder Leser findet darin zumindest einen Zipfel von dem, was zu suchen er gar nicht ahnte.“³⁶

Einschub: Wie schreiben Schistars – oder: Wie lassen sie schreiben

Jedenfalls auf den ersten Blick findet man in allen fünf Autobiografien, was man erwartet hat – viele, viele Fotos. Hermann Maiers zweites Buch beispielsweise besteht ca. zu einem Drittel aus Bildern, die Bildteile sind sorgfältig durchkomponiert und aufwändig gestaltet, großteils in Farbe; so ist das auch bei den anderen Büchern. Nur Karl Schranz' Erinnerungen kommen ein wenig bescheidener anschließend schwarz-weiß daher.

Die Abbildungen illustrieren die größten Erfolge, zeigen die Athleten in Aktion, auf Titelblättern internationaler oder wenigstens viel gelesener Zeitschriften und bei Preisverleihungen. Großen Stellenwert haben Bilder, die die Schirennläufer zusammen mit anderen Stars zeigen – mit berühmten SportlerInnen diverser Disziplinen, PolitikerInnen, Filmstars und MillionärInnen. Die Autobiografen suggerieren, Einblicke in ihre soziales Netz bzw. vermitteln, zu welchen Milieus sie Zutritt haben.³⁷

Vor allem bei den jüngeren haben manche der Porträtaufnahmen Setbook-Qualitäten. Und auch Günther Mader ist ein Feschak und wird als solcher präsentiert. Am Cover gibt es ein großes, kunstvoll

aus Faszinierendes, einfach so hineingreifen zu können in die eigene Geschichte.“ Schranz: *Olympiasieg* (wie Anm. 19), S. 203.

36 Klammer: *Leben* (wie Anm. 1), S. 233.

37 Solchen Zusammentreffen, Bekanntschaften und Beziehungen ist in den Büchern üblicherweise auch ein eigenes Kapitel gewidmet (nicht bei Mader); hier nur z.B. *Leben als Legende* – unter dieser Schlagzeile erzählt Franz Klammer vom Zusammentreffen mit anderen Legenden von Muhammad Ali bis Lady Di; vgl. Klammer: *Leben* (wie Anm. 1), S. 145–168.

angeschnittenes Porträt, das blitzblau der Augen wiederholt sich im T-Shirt; auf Seite zwei nochmals ein großes Foto von Mader, dieses ganz in weiß gehalten mit ein wenig grau, das nun erstaunlicherweise wieder der Augenfarbe entspricht.³⁸ Alle Schifahrer veröffentlichen private Bilder – es geht ja ums Leben. Fotos aus der eigenen Kinderzeit (vorzugsweise im Schnee), bei den älteren Autoren Fotos mit der Partnerin aus der ersten Zeit zusammen und/oder von der Hochzeit sowie aktuelle Bilder mit Familie und im Eigenheim bei allen.

„... die authentische Aufsteigerstory des vierfachen Weltcupsiegers und zweifachen Goldmedaillengewinners der Olympiade: die spannende Biographie eines Superstars, die nicht nur Skifans begeistert.“³⁹

Die Lebensgeschichten der Schifahrer sind allesamt als Aufsteigerepen angelegt und folgen einer charakteristischen Dramaturgie. Durchwegs starten die Rennläufer von ‚unten‘.

„Als ich am 18. November 1938 in St. Anton am Arlberg geboren wurde, erwartete mich eigentlich nichts anderes als ein kleines, bescheidenes Leben.“ Karl Schranz hat vier Geschwister, sein Vater ist Streckengeher im Arlberg-Eisenbahntunnel, daneben führt er eine kleine Landwirtschaft und arbeitet als Musiker. Als Schranz acht Jahre alt ist, brennt sein Elternhaus ab. „Das sprichwörtliche Fell wurde dicker und der Karl Schranz ruppiger, unnahbarer, egozentrischer – eigentlich optimale Voraussetzungen für eine Karriere als Spitzensportler ...“⁴⁰ Sein Vater hält wenig vom Schi fahren, die Mutter unterstützt die Kinder, später besonders den talentierten Karl.

Franz Klammer ist in den 1950er Jahren in den Kärntner Bergen aufgewachsen, in einem multigewerblichen Haus, das Gemeindestube, Schule, Post und Wirtshaus in einem war, Bauernhof sowieso. Die Kinder mussten früh mithelfen – oft einmal hätten sie etwas Besseres vorgehabt – aber: Die Arbeit im Wald und auf der Alm sorgte immerhin für Muskelkraft und Ausdauer.⁴¹

38 Mader bringt in seinem Buch auffallend weniger Fotos, die ihn zusammen mit Berühmtheiten darstellen; seine Illustrationen beziehen sich fast ausschließlich auf den Sport.

39 Maier: Weg (wie Anm. 22), Klappentext.

40 Schranz: Olympiasieg (wie Anm. 19), S. 40; S. 56.

41 Vgl. Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 144 f.

Auch Günther Mader figuriert sich als armes Tiroler Kind – die Privilegierten waren längst in der Schihauptschule, während er im Heimatdorf trainieren musste, ohne viel Unterstützung durch Gemeinde oder Liftgesellschaft. SchifahrerInnen hätten in Tirol von klein auf eine enorme Konkurrenz, das sei in anderen Bundesländern nicht so. Die Eltern verzichteten zugunsten von Material, Reisen und Training auf einen geplanten Hausbau⁴² und wurden schließlich – so zumindest Maders Darstellung – durch die Erfolge ihres Sohnes belohnt.

Der Einstieg in den Wettkampfsport ist meistens klar und mit einem Erlebnis verbunden: die Anfahrt zum ersten Rennen, der erste Trainingskurs, die Aufnahme in einen Kader. Ebenso ist es mit dem Ausstieg. Während Anfang und Ende deutlich markiert sind, wird der Rest der Karriere zwar grob nach dem Muster Aufstieg, Höhepunkt und Abstieg nachvollzogen, ist aber vielfältiger strukturiert und in den einzelnen Phasen nicht trennscharf. Die Autobiografen – und wohl auch die Leben dahinter – folgen eher den Prämissen einer idealen Erzählung. Zur guten Geschichte gehören nämlich Wendepunkte und Komplikationen. Erfolgs- und Aufsteigergeschichten klassischen Zuschnitts brauchen dramatische Momente des Misslingens – als überwundene Hürden, um die anschließenden Erfolge um so deutlicher heraus arbeiten zu können und Leistungen zu betonen.⁴³

Den Schirennläufern genügt es nicht, biografisch erfolgreich zu sein. Den eigenen Lebensentwurf zu behaupten und für ihn von anderen anerkannt zu werden, reicht nicht aus für Selbstbewusstsein und Glück. Wie die meisten von uns – aktuelle neoliberale Verhältnisse verstärken das – wollen sie beruflich erfolgreich sein. Ist der Interpretationsspielraum für Erfolg in Bezug auf Berufsbiografien ohnehin gering, gilt das verschärft in einem Feld wie Spitzensport: Die Kriterien sind klar: Starts, zur Gänze absolvierte Läufe, Zeitmessung, Punkte und Tabellen. Erfolg bedeutet vor allem ein Sieg, alles andere ist tendenziell schon Niederlage.

In der Take-Off-Phase einer Sportlerkarriere gibt es ein wildes Auf und Ab und gleichmäßige Leistungen müssen erst erarbeitet werden. Günstig für die Autobiografien, denn das Gemenge von Erwartbarem

42 Vgl. Mader: *ÜberLeben* (wie Anm. 7), S. 16–24.

43 Vgl. Löffler, Klara: *Die Überfrau. Zur Institution der Unternehmerinnen-Biographie*. In: Götz, Irene, Andreas Wittel (Hg.): *Arbeitskulturen im Umbruch. Zur Ethnographie von Arbeit und Organisationen* (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, 26). Münster u.a. 2000, S. 141–156, hier S. 144 f.

und Irritierendem macht gute Geschichten aus.⁴⁴ Im Hochleistungssport liegen Sieg und Niederlage sprichwörtlich nahe beieinander – so ist auch in den Erzählungen rund um die Hochleistungsphase Abwechslung und Aufregung garantiert. Ein bisschen Scheitern zwischendurch ist eine bewährte Erzählstrategie. Unkonventionelle Karrieren sind spannender:

In seinem ersten Buch *Ich gehe meinen Weg* erzählt Hermann Maier von zwei Karrieren. Auf eine erste ordentliche Karriere (mit ersten Starts bei Rennen des Internationalen Schiverbands [FIS], der Aufnahme ins Team des Österreichischen Schiverbandes [ÖSV] usw.)⁴⁵ folgt eine zweite, unkonventionelle.

Nach frühen kleinen Erfolgen bekommt Maier Wachstumsprobleme; er wird aus Kader und Schihandelsschule rausgeworfen. Als die körperlichen Probleme sich ausgewachsen hatten, versucht Maier – inzwischen Maurer von Beruf – sich erfolgreich als Hobbyschirennläufer. Der ÖSV will ihn anfangs nicht haben, so startet er bei den Profis. Es folgen Hindernisse um Hindernisse, Maier kämpft jahrelang um Aufnahme ins offizielle österreichische Ski-Team. Der Maurer Maier startet anfangs in geliehenen Rennanzügen – die Geschichte endet bei Olympia in Japan.⁴⁶

In Maiers zweitem Buch *Das Rennen meines Lebens* wird eine Karriere innerhalb der Karriere geschildert. Der dargestellte Zeitraum umfasst Maiers Motorradunfall (2001), den Rehabilitationsprozess und sein Comeback (2003) bis inklusive der Weltcupssaison 2004. Mittels Rückblenden bindet Maier diese Karriere in seine gesamte Lebensgeschichte ein.⁴⁷ Auch die aller ersten Anfänge werden nochmals erzählt – zum Beispiel unter *Mein Vater, der Held* oder *Der Anfang oder die nackte Wahrheit*.⁴⁸ Nach einer Rückblende auf den Sturz von Nagano, wacht der Rennläufer aus der Narkose nach dem Motorradunfall auf – fast schon literarisch gefinkelt. Die Rückblenden sind grafisch abgehoben, mit blassen schwarz-weiß Bildern von Hermann Maier unterlegt.

44 Ebd., S. 144.

45 Das ‚Davor‘ wird nur auf der visuellen Ebene angeschnitten – im Buch gibt es Babyfotos; Maiers Kindheit bleibt unbeschrieben.

46 Vgl. Maier: *Weg* (wie Anm. 22), S. 33.

47 Und verwertet bei dieser Gelegenheit lange Passagen aus dem ersten Buch; vgl. Maier: *Weg* (wie Anm. 22) wieder.

48 Maier/Okresek: *Rennen* (wie Anm. 6), S. 54; S. 96.

Der Held einer Abenteuergeschichte muss erzählstrategisch gesehen zeitweise einsam und unverstanden sein, verkannt. Er braucht Kontrastfiguren und Gegenspieler für die ‚gute‘ Beschreibungen des schwierigen, dennoch erfolgreichen Aufstiegs. Folgerichtig sind Zwischenüberschriften wie *Alle haben mich gehasst*.⁴⁹

Schranz und seine Koautoren lassen die Geschichte gleich mit dem dramatischen Höhepunkt, der zugleich das Ende der sportlichen Laufbahn markiert, beginnen: mit dem Ausschluss von den Olympischen Spielen 1972. In einer Rückblende wird dann ein wenig von Herkunft und sozialem Hintergrund des Karl Schranz erzählt, dem folgt der Weg in die österreichische Nationalmannschaft (hürdenreich wie üblich). Ausführlich und wiederholt wird die Tragik der nie erungenen Olympiagoldmedaille aufgearbeitet.

„Das Leben ging weiter für mich.

Auch nach Sapporo.

Auch ohne den Rennsport. Nein, das stimmt jetzt nicht. Ich war kein Rennfahrer mehr – aber ohne Rennsport ging es natürlich trotzdem nicht ... Wie denn auch!⁵⁰

Wie die anderen Ex-Athleten widmet Karl Schranz einen Teil seiner Autobiografie seiner Nachkarriere mit ihren verschiedenen Stationen und Erfolgen, Begegnungen mit berühmten Leuten von Politik, Sport, Bühne. Er berichtet hier über privates Glück und über sein zweites Berufsleben als Schischulleiter sowie über seinen größten nachsportlichen ‚Sieg‘, 2001 eine Schi-WM nach St. Anton geholt zu haben. Zum Abschluss bewertet er den aktuellen Schirennsport; das tun alle der ‚alten‘ Autobiografen. Zwischendurch – damit ist er eine Ausnahme – bietet er ein wenig Schisportgeschichte und Tourismusgeschichte mit Fokus auf die Region Arlberg.

Schistars haben ein ‚Ablaufdatum‘ – nicht alle bleiben präsent und/oder in Erinnerung. Figuren wie Karl Schranz und Franz Klammer sind Ausnahmeerscheinungen; sie hielten ihren Prominentenstatus aufrecht, nicht zuletzt durch fortgesetzte Sichtbarkeit in den Medien. Ex-Rennläufer wollen mit ihren erfolgreichen Nachkarrie-

49 Ebd., S. 12. Die Überschrift ist inhaltlich unmotiviert, im Text darunter findet sie keine Entsprechung. Beschrieben wird der Sommer, in dem Maier mit dem Motorrad verunglückte, bis zum Unfall. Zur Erzählstrategie vgl. Greimas, Algirdas Julien: Strukturelle Semantik. Methodologische Untersuchungen. Braunschweig 1971 (Orig. 1966).

50 Schranz: Olympiasieg (wie Anm. 19), S. 209.

ren Vorbild sein – und können das wahrscheinlich auch: Erwerbsbiografien geraten zusehends unter Druck; sie ändern sich und entsprechen nicht mehr den bisherigen „Normalbiografien“. Die „Bewältigung von Unsicherheit“ könnte mehr und mehr das zentrale Merkmal von gelungenen Biografien werden.⁵¹

„Ressourcen, die im einen System angeeignet wurden, lassen sich nicht umstandslos in anderen Systemen einsetzen.“⁵² Das spüren sogar erfolgsverwöhnte Schifahrer wie Franz Klammer. Ein Kapitel seiner Autobiografie ist dem Scheitern einer Nachkarriere gewidmet: Nach seinem Rückzug als Rennläufer stieg er in Schimode- und Schierzeugung ein und erlitt Schiffbruch: „Mein Abenteuer als Unternehmer kostete mich über zehn Millionen Schilling. Es brachte mir aber auch viel an wertvoller Erfahrung.“⁵³ Und so kann man auch im Scheitern noch gutes Beispiel sein. Klammer hat freilich besonderes Glück: „[N]och heute zahlen mir Menschen Geld dafür, dass ich mit ihnen jenen Berg [Patscherkofel] besteige, der wohl für immer mit meinem Namen verbunden sein wird.“⁵⁴ Das gelingt nicht jeder/jedem – dennoch sollen wohl gerade die Passagen über Versuch und Irrtum, über die bewältigten Mühen der beruflichen Neuanfänge nach dem Leistungssport Anknüpfungspunkte für ‚die Vielen‘ bieten.

Fiktion ist dem erzählten Leben, den kommunizierten Lebensläufen eingeschrieben – die BiografieträgerInnen konzipieren, konstruieren und stellen sich dar. Die Darstellungen orientieren sich an Vorbildern, an bewusst oder unbewusst, kulturell gängigen oder individuell gewählten Mustern; sie lehnen sich an Präsentationen anderer Leben an, speisen sich aus Literatur⁵⁵ und Film. In Zusammenhang

51 Vgl. Wohlrab-Sahr, Monika: Erfolgreiche Biographie – Biographie als Leistung. In: Fischer-Rosenthal, Wolfgang, Peter Alheit (Hg.): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktion gelebter Gesellschaftsgeschichte. Opladen 1995, S. 232–249, hier S. 236.

52 Heintz, Bettina: Einleitung. Geschlecht als (Un-)Ordnungsprinzip. Entwicklungen und Perspektiven einer Geschlechtersoziologie. In: Dies. (Hg.): Geschlechtersoziologie (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderhefte 41). Wiesbaden 2001, S. 9–29, S. 25.

53 Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 141.

54 Vgl. ebd., S. 147.

55 Vgl. Raulff, Ulrich: Das Leben – buchstäblich. Über neuere Biographik und Geschichtswissenschaft. In: Klein, Christian (Hg.): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens. Stuttgart, Weimar 2002, 55–68, hier S. 61.

mit Karrieregeschichten wirken wohl nicht zuletzt die zahlreichen Porträts auf den Wirtschaftsseiten der Presse und in den Magazinen. Die Schematisierung hinsichtlich Aufbau, Stil, Motiven und Gestaltung ist unübersehbar.

Über Österreich

„Als ‚intakter Held in intakter Natur‘ gab er beispielgebend die Tugenden österreichischen Heroentums der Nachkriegszeit vor: Die bäuerliche Herkunft, die Bodenständigkeit der Sprache, die Naturnähe und die heldenhafte Tat in den Bergen wurden zu den unabdingbaren Merkmalen einer Kollektivbiographie auf dem ‚Weg nach oben‘. Wenn Skifahrer als unschuldige Naturburschen charakterisiert und ihre Siege als direkte Folge der Natur des Landes beschrieben werden, dann wird damit die umstrittene Vergangenheit des Staates symbolisch ausgelöscht.“⁵⁶

So beschreibt Reinhard Johler die ideologische Funktion der Karriere Toni Sailer und gibt den Schistars eine wichtige Rolle im Nationswerdungsprozess Österreichs nach 1955. Sie verkörpern als „Nationalhelden“ das symbolische Kapital der jungen Zweiten Republik, das sie als Fremdenverkehrsland auch ökonomisch braucht: „eine unberührte Alpenlandschaft und dazu einfache, bäuerliche Menschen, die in der Welt bestehen können. Dieser ‚Verländlichung‘ Österreichs entsprachen die Skifahrer am besten“.⁵⁷ „Toni Sailer setzte in den 1950er Jahren jene Standards, nach denen die massenmediale Auslegung der Erfolge österreichischer Skistars bis heute funktionieren. Auch als prominente Medienpersönlichkeit verkörperte er weiterhin jene Zuschreibungen, für die bereits der Skiheld Sailer gestanden war“.⁵⁸

56 Johler, Reinhard: Warum haben Österreicher keinen Bedarf an Nationalhelden? Hiesige Anmerkungen zu „Les héros nationaux: construction et déconstruction“. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 100 (1997), S. 185–222, hier S. 216.

57 Ebd., S. 215 f; vgl. Müller-Funk, Wolfgang, Georg Kugler (Hg.): Zeitreise Heldenberg – lauter Helden. Katalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung 2005 (= Katalog des NÖ Landesmuseums, N.F. 458). Horn, Wien 2005, v.a. Kapitel IV „Helden nach dem Zeitalter der Helden“.

58 Spitaler, Georg: Populismus und Sportstars in Österreich. Die politische Ressource der ‚authentischen Vertretung‘. In: Kurswechsel (2004), H. 2, S. 44–55, hier S. 49. „Noch heute als smarterer Gentleman mit alpinem Skilehrer-Charme gefei-

SportlerInnen sind „urwüchsige Kräfte“, „unverdorben“ und „naturbelassen“, „in der ihnen zugeschriebenen Ursprünglichkeit repräsentieren sie das echte und unverfälschte Österreich“. Ihre Leistungen, interpretiert Reinhold Knoll, sind daher nie nur subjektiv, sondern auch Ausdruck der Selbstbehauptung der ganzen Nation, eine gewaltige Leistung von uns allen.⁵⁹ So kann aus Franz Klammer „der gute Mensch [werden], der eine Nation vom Sapporo-Syndrom erlösen sollte“.⁶⁰ Und nachdem eine Winterolympiade in Sarajevo nur eine einzige Bronzemedaille für Österreich brachte, erklärten die Sportkommentatoren Bosnien zu „österreichfeindlichem Boden“.⁶¹

AnalytikerInnen sehen im Bild des auf dem Heldenplatz die Huldigung der Menge entgegennehmenden Schiidols diesen Aspekt österreichischen Nationalstolzes am deutlichsten ausgedrückt.⁶² Dass Karl Schranz 1972 wegen Verletzung des Amateurstatus von den olympischen Spielen ausgeschlossen worden war, führte zu kollektiver Enttäuschung. Es galt „eine ‚Nationaltragödie‘ zu sühnen. Der ‚Held der Nation‘ trug statt der erwarteten Olympiamedaille eine ‚Märtyrerkrone‘. Eine ‚beleidigte Nation‘ geleitet Schranz vom Flugplatz über die Ringstraße bis zu seinem Auftritt auf dem Balkon des Bundeskanzleramtes am Ballhausplatz.“⁶³ „Was sich da abspielt, ist so faszinierend wie beängstigend. Mir fallen die Bilder aus dem ‚Dritten Reich‘ ein [...]. Geht es mit rechten Dingen zu, wenn ein Skirennläufer wie ich die Massen derart mobilisiert“,⁶⁴ fürchtet sich Schranz ein wenig, schreibt aber nur wenige Seiten weiter: „[D]iese Wolke der Begeisterung, auf der ich gleichsam wie auf Schultern seit meiner Ankunft in Österreich getragen werde, lässt diese persönliche und sicher auch sportliche Katastrophe zumindest für diese Stunden weit, weit in den Hintergrund treten.“⁶⁵

ert, tritt der dreifache Ski-Olympiasieger in über zwanzig Heimatfilmen auf.“ Kogoi/Mitschka: Buch (wie Anm. 2), S. 88.

59 Vgl. Knoll, Reinhold: Fünf Österreicher unter den ersten Sechs. Die Sport-Chauvinisten. In: Liedtke, Rüdiger (Hg.): Österreich. Menschen. Landschaften. LänderBilderLesebuch. Berlin 1988, hier S. 112–118, S. 112; S. 114.

60 Metzger, Josef: Wilder Ritt zum Kaiser. In: Die Presse, 2. Juli 2005, S. 45.

61 Knoll: Österreicher (wie Anm. 53), S. 115.

62 Breuss/Liebhart/Pribersky: Inszenierungen (wie Anm. 28), S. 294.

63 Johler: Österreicher (wie Anm. 56), S. 211.

64 Schranz: Olympiasieg (wie Anm. 19), S. 32.

65 Ebd., S. 37. Interessant, dass diese Passagen in der Gegenwart geschrieben sind;

Autobiografisierenden Schifahrer wissen scheinbar, was sie hinsichtlich nationaler Gefühle zu leisten haben. Obwohl sie explizit überraschend wenig über Österreich oder nationale Identität schreiben, weben sie alle am Mythos des österreichischen Schihelden und seiner ganz spezifischen Charakteristik. Sie sind in erster Linie einfach, natürlich, echt: „Draußen in der Welt schoss der 68er-Jugend das Blut in den Kopf, aber ich blieb davon vorerst erstaunlich unbeleckt. Ich hatte dazumal weder Ahnung von Sex noch von Drugs und Rock'n'Roll.“⁶⁶

Mitunter werfen sie wohl kritische Blicke auf Heimat: Günther Mader erzählt im Zusammenhang mit seiner Herkunftsgeschichte vom bösen Dorf, das ganz und gar nicht unterstützende ‚Gemeinschaft‘ ist. Und Karl Schranz berichtet von einer dörflichen Neidgeellschaft, die ihm sein Leben als Hotelier und Schischulleiter schwer macht. Vereinzelt wissen die ehemaligen Schifahrer sogar das Stadtleben zu schätzen (Klammer, Schranz) oder beanstanden „typisch österreichische Selbstzerfleischung“.⁶⁷ Dennoch pflegen sie im Großen und Ganzen das Bild des idyllischen ländlichen, guten Österreich.

In den 1980er Jahren hat die identitätsstiftende und Nationalstolz bestimmende Bedeutung von Sport abgenommen;⁶⁸ aber Berichte rund um die heimischen Schifahrer füllen saisonal nach wie vor die Medien. Deren Tenor färbt auf die Sportler ab: Günther Mader gewinnt die Abfahrt in Kitzbühel und schreibt, dass damit „ein Held geboren“ war – er.⁶⁹ Rennläufer Maier ist mit der entgegengebrachten ‚Liebe‘ der Nation vorsichtig:

„So sehr du im Erfolg bejubelt wirst, so sehr wirst du im Misserfolg getreten. Das mag weltweit so sein, ich habe aber das Gefühl, daß es bei uns besonders ausgeprägt ist.

Wenn hierzulande jemand einen Fehler macht, dann ist das doppelt schlimm. Ich weiß auch nicht, woraus das resultiert. Vielleicht werden die Leute alle selbst in ihrem Beruf so hart kritisiert, daß sie einem anderen keinen Fehler verzeihen.“⁷⁰

die Autoren suggerieren intensive Erinnerung und geradezu spontanes Nacherleben (*replaying*).

66 Klammer: *Leben* (wie Anm. 1), S. 25.

67 Mader: *ÜberLeben* (wie Anm. 7), S. 39.

68 Vgl. Breuss/Liebhart/Pribersky: *Inszenierungen* (wie Anm. 28), S. 297.

69 Mader: *ÜberLeben* (wie Anm. 7), S. 92.

70 Maier: *Weg* (wie Anm. 22), S. 170.

Einer von vielen kleinen Schulterschlüssen mit Leserin und Leser; die Autoren geben sich ‚volksnah‘ und bodenständig, sprachlich und inhaltlich. Dort und da verhalten sie sich so, wie es ihnen selbst als ‚typisch österreichisch‘ gilt – bzw. erzählen davon. Hermann Maier spielt etwa auf die ambivalente Haltung zu Religion an. Er versäumte den Gottesdienst im Nagano-Olympia-Lager der Österreicher; das Angebot des Pfarrers das Ritual für ihn und Freundin im Zimmer zu wiederholen, kann Maier nicht abschlagen: „Nach dem Dienst, den mir meine Schutzengel erwiesen hatten [...]. Petra hielt die Lesung“. Die Zeremonie war stressig, denn es fehlten die geübten MessebesucherInnen, an denen man sich ja sonst orientiere.⁷¹ Zugleich werden manche persönlich bedeutsame Tage nach dem Kirchenjahr bezeichnet („*Christi Himmelfahrt*“ 2002, 9. Mai).

Hotels werden erwähnt, wenn sie „Österreich“ im Namen tragen oder die BesitzerInnen aus Österreich kommen. An solchen Orten fühlt man sich offenbar irgendwie gleich wohler; meist signalisieren die Rennläufer insgesamt große Heimatverbundenheit. Maier fährt so oft als möglich heim und sei es nur für einen Tag.⁷² In Japan freut er sich über Fleischlaiberln und Püree und nach dem Medaillengewinn über Rindsfilets und Szegediner-Gulasch im „Österreicher-Haus“. Dieses liegt nur zehn Gehminuten von einem 1400 Jahre alten Tempel entfernt; Maier bekommt was von der örtlichen Atmosphäre mit und findet die Altstadt Häuser schön. Nach den Spielen bleibt die Mannschaft in Asien, weil noch Rennen in Korea folgen. Die Woche dazwischen verbringen die Sportler auf einer Südseeinsel: „Vor allem wollten wir abschalten und einmal für eine Woche keine Japaner sehen.“⁷³ Japan wird als skurriles, völlig unverständliches Land dargestellt – alles folgt hier den seltsamsten und unlogischsten Regeln, sogar das Wetter. Aber auch beim Radtraining in der Toskana ist das Ski-Team von „schrulligen Einheimischen“⁷⁴ umgeben; dafür ist hier die Landschaft schön und das Klima angenehm.

Auf japanischen Rennstrecken schützen Schanzen seltene Blumen auf der Rennstrecke; in den USA müssen aus Gründen des Naturschutzes fünf Bäume mitten auf der Piste stehen bleiben und machen

71 Vgl. Maier/Okresek: Rennen (wie Anm. 6), S. 34.

72 Vgl. Maier: Weg (wie Anm. 22), S. 82; vgl. S. 152.

73 Ebd., S. 156; vgl. S. 157 f.

74 Maier/Okresek: Rennen (wie Anm. 6), S. 175.

diese lebensgefährlich.⁷⁵ Die Fremde ist immer ein wenig suspekt und manchmal regelrecht bedrohlich.

Vielbesprochenes Thema ist der Neid der anderen Nationen im Rahmen diverser Wettbewerbe. ‚Die Italiener‘ werfen der erfolgreichen österreichischen Mannschaft Doping vor, ‚die Schweizer‘ sprechen dauernd vom Materialvorteil der Österreicher und ähnlichem.⁷⁶

Über den eigenen Körper

Bei Sportlern liegt es nahe, der Bedeutung von Körper für die Biografie nachzugehen. Er spielt hier eine so wichtige, ja dominante Rolle und die Athleten schreiben sogar darüber. Im Sport wird sehr sichtbar, dass der Körper für Menschen – immer – eine „unhintergehbare Handlungsbasis“⁷⁷ ist. Er ist Teil des Selbst und trotzdem ein Konstrukt, aus verschiedenen Elementen und individuell zusammengesetzt. Körper- und Bewegungskarrieren kommen „in der handlungsvermittelten Dialektik zwischen der Entwicklung der Person und ihrer Lebensverhältnisse zustande“.⁷⁸ Das heißt, auch Gesellschaft wird auf Körper angewendet – so ist nach der Art und Weise des Einverleibens sozialer Strukturen zu fragen: Wie gelangen sie in Körper, was lösen sie bei Subjekten aus, wie erreichen sie diese Wirkung?

Die eigene Physis prägt die Alltagspraxis der Spitzensportler und zugleich ist ihr Körper auf extreme Weise sozial geformt. In den Schifahrer-Autobiografien geht es geradezu durchgehend um den Leib und zugleich bleibt er seltsam abwesend. Der Körper muss ausgehalten werden, er ist etwas Abgespaltenes – dabei sind die Sportler ganz auf ihn konzentriert. Die Sicht auf die ‚eigenen Teile‘ wird den Funktionsprinzipien des Leistungssports untergeordnet: Der Körper wird verwendet, ist ein Vehikel für Leistungssteigerung. Er wird eingesetzt und modelliert zur Produktion von Höchstleistungen, das führt zu absoluter Körperorientierung und zugleich zu Distanz. Mit diesen gewissermaßen gekappten Verbindungen lassen sich physische Bedürfnisse ignorieren. Mit seiner begrenzten Belastbarkeit ist

75 Mader: *ÜberLeben* (wie Anm. 7), S. 42.

76 Vgl. Maier: *Weg* (wie Anm. 22), S. 96.

77 Delow: *Leistungssport* (wie Anm. 16), S. 23.

78 Bauer 1989 zit. lt. Delow: *Leistungssport* (wie Anm. 16), S. 21.

der Körper die institutionalisierte Unsicherheit für AthletInnen. Er ist die größte Konkurrenz und ein „widerspenstiges Instrument“ auf dem Weg zum Erfolg.

In einem körperorientierten Sozialbereich, beschreibt Ulrike Weber in ihrer Studie zu Familie und Leistungssport, werden Beeinträchtigungen, Ermüdungs- oder Überlastungserscheinungen vor sich und anderen verborgen. Im Spitzensport wird schon auf Verdacht physischer Instabilität selektiert.⁷⁹ In den Autobiografien wird dieser Stress, etwa nach Verletzungen, nur nebenbei angesprochen.

Der eigene Körper wird als Material deklariert und in engem Zusammenhang mit dem Equipment gesehen. Dem Thema Schi, Schuh etc. ist in allen Autobiografien mindestens ein Kapitel gewidmet. Die Ausrüstung betreffend scheint der Druck besonders groß, ich denke, dass hier Probleme mit körperlicher Substanz übertragen werden, ausgelagert vielleicht auch. Die Sportler beschreiben detailliert jeden Firmenwechsel, jeden Umstieg auf neue Produkte – sie zeigen sich hier extrem misstrauisch; zum Teil sind sie dem technischen Know-how der Ausstatter wohl wirklich einigermaßen ausgeliefert. Die Wettkämpfer fühlen sich oft übervorteilt – andere Teams oder Kollegen erhielten am Ende besseres Material, würden aufmerksamer betreut. Die Service-Männer werden dementsprechend oft kritisch beschrieben, bei Misserfolgen sind sie Sündenböcke.

Mit einem ‚Siegerschis‘ oder anderem bewährten Material sind die Rennläufer vielfach abergläubisch verbunden, die Dinge erhalten geradezu Fetisch-Charakter und Angst vor Diebstahl und Sabotage oder ähnlichen Gemeinheiten kommt auf bzw. wird beschrieben.

Wie der beste Schi in Brüche gehen kann, haben die Körper der Schirennläufer eine systematische Nähe zu Verletzung und Krankheit. Das widerspricht den körperprotektiven Effekten, die Sport oft zugeschrieben werden. Unfälle mit tödlichem Ausgang, „Nebenwirkung der unkontrollierten Eigendynamik des Spitzensports“, sorgen kurzfristig für Empörung, bedrohen aber nicht ernsthaft die Systemlogik.⁸⁰ Überreste der Allianz zwischen Gesundheit und Sport finden sich mit dem Hermann Maier-Trainingsprogramm und ähnlichem sogar in den Schifahrer-Autobiografien.

79 Vgl. Weber, Ulrike: Familie und Leistungssport. Schorndorf 2003, S. 108; S. 270.

80 Ebd., S. 109.

Der Körper ist ein ideales Investitionsobjekt, getätigte Investitionen sind für sich und andere sicht- und kontrollierbar.⁸¹ SpezialistInnen – ÄrztInnen, HeilpraktikerInnen, PhysiotherapeutInnen und MasseurInnen – umgeben die Athleten; sie verlassen sich manchmal völlig auf die Expertise, zweifeln oft und sind letztlich meist selbst die vertrauenswürdigsten Fachleute für ihr ureigenstes Material. Wiederholt wird bedauert, sich allzu oft und allzu lange in fremde Hände begeben und nicht auf das eigene Befinden vertraut zu haben (hier kommt es doch wieder auf Empfinden und auf unmittelbaren Körperbezug an). Da wird manchmal ein Zuviel an Technisierung und Medizin kritisiert – es hat nicht selten negative Folgen: „Die Rebellion des Körpers. Rätselhafte Rücken- und Knieschmerzen beendeten fast Günthers Karriere. Doch als er nicht mehr auf die Ärzte, sondern auf seinen Körper hört, verschwinden die Beschwerden fast von selber ...“⁸²

Mit der natürlichen Begrenztheit des Arbeitsinstruments Körper umgehen zu lernen und dessen extreme Verwundbarkeit zu akzeptieren, ist ein schmerzlicher Prozess im wörtlichen Sinn. Das machen vor allem die jüngeren Autobiografen deutlich. Sie widersprechen damit aber nicht jenem Bild, vom ‚richtigen Mann‘, der keine Schmerzen kennt, denn sie bezwingen, überwinden das Hindernis Schmerz.⁸³

Generell müssen die Schirennfahrer von Gefahr abstrahieren; dennoch machen bestimmte Situationen die eigene Angst bewusst. Die Furcht um die eigene Unversehrtheit kommt in Schilderungen von konkreten Erlebnissen immer wieder durch. „In meinen goldenen Jahren schwebte ich auf Wolke sieben. Nix konnte mich erschüttern. [...] Aber wenn es ans Springen ging, war ich das ärgste Suppenhuhn“,⁸⁴ berichtet Franz Klammer von einer Traumatisierung nach einem kapitalen Sturz. Günther Mader identifiziert mehrere Rennen als besonders gefährlich und im Grunde unzumutbar:

81 Vgl. ebd., S. 261; Greco, Monica: Wellness. In: Bröckling, Ulrich, Susanne Krasmann, Thomas Lemke (Hg.): Glossar der Gegenwart. Frankfurt am Main 2004, S. 293–299.

82 Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 51.

83 Einen Überblick zu Sport und Gender bietet: Susan Birrell: Feminist Theories for Sport. In: Coakley/Dunning: Handbook (wie Anm. 30), S. 61–76; im selben Handbuch Garry Whannel über die Rolle der Medien dabei, Leistungssport ‚männlich‘ zu halten (wie Anm. 30).

84 Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 43.

„keine einzige Absicherung störte den Frieden. Ein Wahnsinn. Fahrlässig, unverantwortlich. Wenn einer der Läufer gestürzt wäre, hätte es unweigerlich eine Tragödie gegeben. Wir fuhrten trotzdem. Und ich gewann das Gruselrennen.“⁸⁵

Mader beschreibt mehrere Todesfälle, die sich auf Rennstrecken im Lauf seiner Karriere zugetragen haben. Mehrfach war er an Protestaktionen nach Unfällen beteiligt; die Fahrer blieben stets ungehört. Mader erinnert seinen Zustand nach dem Tod eines Läufers bei einem Qualifikations-Training für die Lauberhornabfahrt:

„Ich war nicht nur traurig, ich war auch zornig. [...] Wie wir protestiert hatten, gebettelt, gefordert, dass die Sicherheitsvorkehrungen verbessert würden. Nein, es musste erst etwas passieren. Es war dumm und zynisch. Und wir Fahrer standen ohnmächtig daneben.“⁸⁶

Ähnliches reflektiert Karl Schranz, wie er an das zweite Rennen denkt, das er gewann und ein anderer nicht überlebte:

„Zum zweiten Mal hatte ich ein Todesrennen gewonnen [...]. Ich wurde sehr nachdenklich [...] schon der vierte tote Rennläufer während meiner Karriere. Der Ski-Zirkus zog weiter und wir konnten nicht zur Beerdigung kommen. Ich widmete meinen Sieg dem verunglückten Kameraden.“⁸⁷

Neben den großen Siegen und erfolgreichen Saisonen geben Unfälle dem Erzählen Struktur und dienen als makaberes Ordnungskriterium für das Erinnern und Präsentieren. Besonders Hermann Maiers zweite Autobiografie ist als Genealogie der Stürze und Verletzungen zu lesen. Das Buch ist in weiten Teilen eine Rehabilitationsgeschichte, berichtet von mühsamen Trainings, Rückschlägen und Zweifeln und endet mit dem (Wieder-)Beginn sportlichen Erfolgs. Maier geht streckenweise beinahe unerträglich detailliert vor – LeserInnen werden bis ins Kleinste über körperliche Werte informiert, über medizinische Gutachten, Probleme, Zwischenfälle, Schmerzen, Trainingsfehler aller Art und lesen andererseits, dass angesichts ‚9/11‘ all das unwichtig sei.⁸⁸ Nach vielmonatigem Reha-Training jedenfalls ist Hermann Maiers Körper „wie neu erschaffen“.⁸⁹

85 Mader: *ÜberLeben* (wie Anm. 7), S. 50.

86 Ebd., S. 59.

87 Schranz: *Olympiasieg* (wie Anm. 19), S. 169.

88 Vgl. Maier/Okresek: *Rennen* (wie Anm. 6), S. 78.

89 Ebd., S. 177.

In einer anderen Lebenssituation und nach einer lebensbedrohlichen Krankheit schreibt Günther Mader anders von seinem Körper:

„[I]ch weiß, dass [...] ich mich gegen meinen Körper nicht wehren kann. Ich will es auch gar nicht: Denn mein Körper ist nicht mehr die bedingungslos perfekt funktionierende Leistungsmaschine, die er zwanzig Jahre lang war.

Er muss es nicht mehr sein.“⁹⁰

Erzählen kann strategisch dazu dienen, Deutungen abzugleichen, Übereinstimmung mit Normen herzustellen und gesetzte Handlungen und Zukunftsentwürfe zu legitimieren.⁹¹ Erlebtes erhält Sinn nachträglich und unter dem Eindruck gegenwärtiger Erlebnisse und Anforderungen zugeschrieben. Diese Sinngebung funktioniert nicht ohne den Rückgriff auf für Teilkulturen gültige Wissensbestände und Deutungssysteme, auf „gruppengebundene Interpretationssysteme von Wirklichkeit“.⁹²

Der Körper, das verdeutlichen Autobiografien von LeistungssportlerInnen, ist „kein gemeinsamer Ausgangspunkt [...], keine universelle Basis der Verständigung.“ Vielmehr kommt die Frage auf, „wie mein Körper – unser Körper – sich von anderen, fremden Körpern unterscheidet.“⁹³ Hochleistungssport kann diskursive Muster generieren und Körperwahrnehmungen sowie -praktiken strukturieren. Metaphern werden verkörpert, schreiben sich in Habitus und Handlungen ein; die Athleten lösen den Schein von Natürlichkeit auf.

Ihre wirklichen Leibe, geformt aus imaginären und realen Bildern, von symbolischen und ökonomischen Zwängen kodiert, sind „zentraler Ort gesellschaftlichen Handelns“. Menschen reden beinahe ohne Unterlass über ihren Körper, vermessen ihn, bilden ihn ab, verändern, pflegen, ästhetisieren ihn – und gebrauchen ihn. Keine dieser Handlungen ist natürlich, sie sind Teil von Kultur. „Sie basieren letztlich auf Körperbildern, die beinahe Weltbild-Charakter haben“.⁹⁴

90 Mader: *ÜberLeben* (wie Anm. 7), S. 133.

91 Vgl. Sieder: *Gesellschaft* (wie Anm. 11), S. 242.

92 Lehmann, Albrecht: *Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag. Tatbestände, Situationen, Funktionen*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 74 (1978), S. 198–215, hier S. 203.

93 Sarasin, Philipp: *Mapping the body. Körpergeschichte zwischen Konstruktivismus, Politik und „Erfahrung“*. In: *Historische Anthropologie* 7 (1999), H. 3, S. 437–451, hier S. 438.

Über die Anderen

Die allgemeine Aufmerksamkeit gilt einzelnen AthletInnen oder Mannschaften, aber sportliche Leistung wird in einem „Netzwerk voraussetzungsvollen Handelns“⁹⁵ produziert. Diverse Bezugsgruppen unterstützen Spitzensport; dazu gehören Vereine, Verbände und Sponsoren, medizinische Betreuung und jene Einrichtungen, die Sport und Ausbildung kombinieren. Vor allem in den ersten Karrierejahren geht es nicht ohne massive Unterstützung der Familie; viele Sportarten fordern schon im zweiten Lebensjahrzehnt intensives Training, Wettkämpfe etc. Eine Sportkarriere ist oft ein Familienprojekt. Vielfältige Ressourcen kommen zum Einsatz – materielle und psychische. Andererseits profitieren Eltern und Geschwister vom Kapital (ökonomisch, sozial, symbolisch) des Sport-Stars.

Mehrfach erwähnt wird in den Schifahrer-Autobiografien die Bedeutung der Anwesenheit oder Absenz von Eltern bei Wettkämpfen und manchmal ausführlicher beschrieben, dass und wie die Familie in Stresssituationen als Puffer wirkte. Alle Schirennläufer sprechen die Angst und Sorge der Mütter an – und alle erwähnen, dass sie bei Stürzen immer schauten, schnell wieder auf die Beine zu kommen, um die Angehörigen zu beruhigen.

„Meine Eltern haben wirklich viele Entbehrungen auf sich genommen, um mich zu den Rennen und Trainingskursen zu schicken. Und ich bin ihnen unendlich dankbar dafür.“⁹⁶ So und ähnlich lauten die Danksagungen oft; Hermann Maier schickt seinem zweiten Buch eine Widmung voraus, die eine ganze Seite umfasst – gewürdigt werden Eltern, die Exfreundinnen und „Puschel“, das Chinchilla.⁹⁷

An anderer Stelle erklärt Maier wieso in seinem Buch keine Frauengeschichten vorkommen, erwähnt aber seine erste große Liebe, die ihm als Partnerin rund um die Zeit des Unfalls und der Rehabilitation zur Seite gestanden ist. Außerdem streut er dort und da Kommentare über Frauen ein, die ihm begegnet sind. Franz Klammer erzählt, wie er seine spätere Ehefrau kennen gelernt hat – „Sie war ein außerge-

94 Ebd., S. 446. Die Einverleibung/Verleiblichung von gesellschaftlicher und kultureller Ordnung betont auch Bourdieu, Pierre: *Mediationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt am Main 2001, S. 165–168.

95 Weber: *Familie* (wie Anm. 79), S. 12.

96 Klammer: *Leben* (wie Anm. 1), S. 24.

97 Vgl. Maier/Okresek: *Rennen* (wie Anm. 6).

wöhnlich fescher Has. Mit olivgrünen Augen, damastfarbenem Haar und seidig schimmernder Haut⁹⁸ – und lässt dann seine Frau sprechen. Im O-Ton berichtet diese freimütig, dass der Gatte sie leider immer wieder betrüge, sie aber wisse usw. Außerdem bestätigen in Klammers Autobiografie noch zwei späte Kapitel die Wichtigkeit des Familienlebens.

Günther Maders Frau taucht erst in Zusammenhang mit der Erzählung über den Schlaganfall auf; auch sie kommt selbst zu Wort und erzählt, wie sie die ersten Tage und die vielen Monate *danach* erlebt hat. Mader nennt sie „im besten Sinne emanzipiert“⁹⁹ während seiner Schikarriere kümmerte sie sich um alles zu Hause, um die beiden Kinder, um Sozialkontakte zur Verwandtschaft:

„Ingrid war über die Jahre in eine ganz zentrale Position in der Familie gewachsen, die weit über jedes herkömmliche Rollenbild der Hausfrau und Mutter hinausging.

Ingrid sah sich nicht nur als die ‚Kraft-Tankstelle‘ der ganzen Familie, sie war es auch.“¹⁰⁰

Die Schrankenlosigkeit des Spitzensport trifft auch die Familie – je nach Karrierephase und -situation unterschiedlich stark. Jedenfalls und immer muss sie akzeptieren, dass der Sportler/die Sportlerin Handeln strikt auf sportliche Leistungsoptimierung ausrichtet und bereit sein wird, Belohnungen auf später zu verschieben. Diese Monothematik und biografische Engführung zieht soziale Fixierung nach sich, auch da soll die Familie ausgleichen. Zeit, die für andere Dinge verwendet wird – mit Medien, Sponsoren oder daheim – fehlt beim Training. Nach Hause kommen die AthletInnen am ehesten, wenn sie krank, verletzt oder fertig sind. Die eigene Familie wird von den Schifahrern mehrfach als ‚Nest‘ beschrieben, dorthin kehrt man zurück, dort lässt man sich fallen.¹⁰¹ Für assistierende Bezugspersonen ist die Sportkarriere oft ein Job; so war Hermann Maiers Bruder lange Zeit als Mann des Vertrauens zuständig für dessen Schuhe – hauptberuflich.

Im Leistungssport müssen Kinder früh selbständig werden, organisiert sein, ohne Eltern unterwegs etc. Auch erwachsene Leistungs-

98 Klammer: *Leben* (wie Anm. 1), S. 84.

99 Mader: *ÜberLeben* (wie Anm. 7), S. 109.

100 Ebd., S. 134.

101 Jedenfalls so lange man keinen Trainervater hat.

sportlerInnen leben keinen ‚normalen‘, ‚altersgemäßen‘ Alltag – ihnen werden viele Entscheidungen abgenommen, viele Erledigungen des täglichen Lebens von ihnen fern gehalten. TrainerInnen, FunktionärInnen, MedizinerInnen, Sponsoren, JournalistInnen, ZuschauerInnen – alle sind bestrebt, das Letzte aus den Körpern der SportlerInnen rauszuholen. Diese sollen als LeistungsträgerInnen die Grenzen des psychisch und physisch Machbaren immer weiter rausschieben. Umfassende Infrastruktur samt Rundumbetreuung bereitet auf die Wettkämpfe vor. Im Leistungssport werden Menschen sozialisiert, ihre Identität wird mitgeformt, nicht zuletzt den internen Handlungslogiken, mit spezifischen Normen und Regeln, entsprechend.¹⁰²

Die Sportler selbst beschreiben ihn als „totale Institution“: „Mein Leben hat sich von 1956 an total verändert. Von da an hat eigentlich nur noch der Terminplan der Rennen mein Leben bestimmt. Rennen, Lehrgänge, Trainingslager. [...] Alles, wirklich alles habe ich in den Dienst meines Sports gestellt.“¹⁰³

Spitzensport ist das Relevanzsystem, an dem alle anderen Lebensbelange ausgerichtet werden. Die Schistars leben in der Gruppe an einem bestimmten Ort, verfolgen Ziele, die rationelle Handlungsmuster innerhalb der Institution erfordern, die Tätigkeiten sind überwiegend fremdgeplant. Zumindest ist das eine Totalinklusion auf Zeit.

Trainer sind das Gegenüber der Sportler – dementsprechend präsent sind sie in den Autobiografien. In der Literatur ist von „gefühlstrarmer Interaktion“ mit den Coaches zu lesen,¹⁰⁴ das lässt sich mit den hier herangezogenen Quellen nicht bestätigen. Die Schifahrer scheinen oft sehr impulsiv auf die Trainer zu reagieren, sich zu widersetzen, hin und wieder auch gegen Erwartungen zu revoltieren. Die Trainer werden vielfach als Vaterfiguren präsentiert – mit allen Vor- und Nachteilen eines solchen Modells. Mit manchem Coach fühlen sich die Sportler nicht mehr selbstbestimmt, die Trainer treiben immer wieder an und vor sich her. Dass sie darüber entscheiden, wer an den Start geht, macht sie sehr mächtig. Einigen wird Profilierungssucht und Unverantwortlichkeit zugeschrieben: Die ÖSV-Trainer selbst steckten mörderische Kurse und würden die eigenen und alle anderen Läufer gefährden.

102 Vgl. Delow: Leistungssport (wie Anm. 16), S. 50.

103 Schranz: Olympiasieg (wie Anm. 19), S. 72; S. 77.

104 Weber: Familie (wie Anm. 79), S. 189.

Stanley D. Eitzen beschreibt die Welt des Sports als eine streng hierarchische und autoritäre; zahlreich sind Positionen, von denen aus Kontrolle über andere ausgeübt wird. Das Coach/Player-Verhältnis charakterisiert er als ein „asymmetrical power relationship.“ Die Macht der TrainerInnen über die AthletInnen ist weitreichend, die meisten würden entweder paternalistisch oder autoritär vorgehen. Mit wenigen Ausnahmen zwängten sie den SportlerInnen ihren Willen auf. Mit dem Resultat dass deren private Rechte oft verletzt würden.¹⁰⁵

„Sturköpfig ignorierte ich die Anweisungen meiner ungeduligen Trainer, instinktiv hatte ich mich von Anfang an gegen ihre Ratschläge gewehrt.“¹⁰⁶ Andererseits hat Franz Klammer von einem seiner frühen Kärntner Mentoren, einem Ex-Rennläufer, gelernt, dass man nicht mit den Trainern streiten solle, man reibe sich dabei nur auf.¹⁰⁷

Vereinzelt emanzipierten sich die Stars vom offiziell bestellten Coach und engagierten eigenes Personal. Günther Mader verknüpft seine Lebensgeschichte eng mit jener seines Trainers und ehemaligen Volksschullehrers. Dieser Entdecker und Förderer ist zugleich „Lebensfreund“, bis heute, Jahre nach dem aktiven Sport. Auch Hermann Maier ist mit ganz persönlichen Trainern unterwegs¹⁰⁸ – solche Sonderwege scheinen akzeptabel, so lange die Leistung entspricht. Aber selbst erfolgreiche „Außenseiter“ peinige man mit Hürden und Intrigen, Nicht-ÖSV-Trainer etwa würden mitunter nicht akkreditiert, hätten keinen Zutritt zum Rennengelände und keinen Platz im Hotel.¹⁰⁹

Die Offiziellen werden eng mit den Verbänden verbunden und mitunter als zu wenig unabhängig von ihren Auftraggebern dargestellt. Karl Schranz wettet – ganz seinem Image entsprechend – kapitelweise gegen nationale und internationale Organisationen und Funktionäre. Mader verließ 1992 den ÖSV, um auf das „Monopol des Skiverbandes“¹¹⁰ zu reagieren. Die Rennläufer finden sich auf der einen Seite, gegenüber platzieren sie die sportlichen Verbände und

105 Vgl. Eitzen, Stanley D.: Social Control and Sport. In: Coakley/Dunning: Hand-book (wie Anm. 30), S. 370–381, hier S. 375 ff.

106 Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 31.

107 Vgl. ebd., S. 39.

108 Hermann Maier beschreibt x-fach Zores mit den offiziellen Trainern, zum andern wird ihre Arbeit – das Pistenherrichten – gelobt; vgl. Maier: Weg (wie Anm. 22), S. 57. Maier hat in diesem ersten Buch aber Lob für zwei Materialwarte übrig.

109 Vgl. Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 41; S. 72 f.

110 Ebd., S. 69.

Trainer, die Sponsoren und Ausstatter, die nationalen und internationalen Verbände mit ihren Funktionären und auch die Medien.

„Innsbruck brachte eine Mannschaftsniederlage für die Österreicher, aber einen Triumph für Klammer. Mit einem Vorsprung von 13,25 Metern gewann ich vor Russi und Plank.“¹¹¹ Die Rennläufer sind keine „Ich-AGs“ aber doch Unternehmer, die eine „Marke ich“ zu propagieren haben. Die Schiteams bestehen aus lauter Einzelkämpfern. Trainiert wird gemeinsam – die Gruppendynamik spornt an und motiviert den Einzelnen, sich zu überwinden.¹¹² Neben Zuordnung ist Distinktion gefragt, denn die Qualifikation muss als Einzelperson erfolgen, einer soll das Bisherige übertreffen. Individuelle Leistung, nicht Teamarbeit wird belohnt. Die Devise lautet nicht „dabei sein ist alles“, sondern „schneller, höher, weiter“. Und gewinnen kann man nur allein.

„Die berühmten Teamkollegen klopfen mir mehr als nur anerkennend auf die Schultern. In ihren Augen sah ich Respekt – und auch ein wenig Besorgnis. Die spürten schon auch: Da wächst einer nach, der ihnen schon bald die Schau stehlen könnte.“¹¹³ Karl Schranz ist noch nicht 18 Jahre und bereits Mitglied der österreichischen Schi-Nationalmannschaft. Von Anbeginn spürt er als Aufsteiger den Neid der anderen: „Aber Missgunst mischte sich schon auch damals mit hinein. Nicht zuletzt der Umstand, dass man es nicht mag, wenn einer aus kleinen Verhältnissen groß wird.“¹¹⁴

Bei Franz Klammer kommt ein wenig Missgunst durch, wenn er über einen seiner frühen Teamkollegen und „Spezi“ schreibt:

„Grissmann, in Lienz in einer nicht unbetuchten Rauchfangkehrerdynastie aufgewachsen, war schon damals ein fester Angeber. Mit Recht. Er hatte ja alles, wovon wir Bauernbuben nur träumen konnten: eine mondäne Skihose mit Pelzsaum, Nonplusultra-Skischuhe der Marke Lange und mit der jungen Rennläuferkollegin Anneliese Leibetseder auch noch einen wirklich steilen Zahn als Freundin.“¹¹⁵

Zu allem Überdross musste Klammer sich vom schärfsten Konkurrenten auf allen Ebenen dann auch noch den Rennanzug für die Abfahrt leihen.

111 Klammer: *Leben* (wie Anm. 1), S. 58 f.

112 Vgl. Mader: *ÜberLeben* (wie Anm. 7), S. 65.

113 Schranz: *Olympiasieg* (wie Anm. 19), S. 71.

114 Ebd., S. 72.

115 Klammer: *Leben* (wie Anm. 1), S. 34.

Hermann Maiers größtes Vorbild ist mit Rudi Nierlich ein Toter;¹¹⁶ alle anderen sind Messlatten, Konkurrenten, Gegner. Einzig dem Zimmerkollegen aus dem Team bringt er Sympathie entgegen; charakterlich sei dieser ihm ähnlich und außerdem ein Techniker wie er selbst, nicht ein Abfahrer alten Stils. Günther Mader hingegen beschwert sich über die jüngere Generation;¹¹⁷ der Blick auf die früheren Teamkollegen ist milder. Zahlreich kommen sie vor – mitsamt ihren Leistungen, überwundenen Problemen und Misserfolgen. Mehreren ist er freundschaftlich verbunden: Einem seiner Zimmerkollegen war er schon beim ersten großen Schirennen als Sechsjähriger begegnet; ein späterer Zimmergenosse wurde zurückgesetzt, Mader durfte starten: „Berni blieb ruhig. Kein Mucks. Auch wenn’s pathetisch klingt: Er verhielt sich so freundschaftlich, dass ich eigentlich für uns beide fuhr, nicht nur für mich.“¹¹⁸ Ein Ex-Teamkollege vermittelte Günther Mader einen Finanzier¹¹⁹ und war Vorbild für eine Nachkarriere, indem er schon in seiner letzten Schisaison in den Bereich Management schnupperte.

Auch für Franz Klammer war früher alles besser: „Heute gibt es keine echten Abfahrer mehr. Und es gibt auch keine echten Abfahrten mehr.“¹²⁰ Er vergleicht sich mit Hermann Maier und findet einige Parallelen – die einfache Herkunft, die Probleme im Jugendkader durch Wachstum, hartes Training. Aber: „Er ist ein Einzelkämpfer mit mächtigen Ellbogen. Mir war Gemeinschaft immer viel wichtiger [...] es war halt auch noch eine andere Zeit.“¹²¹

Was haben LeserInnen davon

Die autobiografisierenden Schistars haben nicht nur allerhand zu erzählen, sondern können und wollen mit Rat zur Seite stehen und geben praktische Tipps für diverse Lebenslagen.¹²² Vom Einfachen zum Diffizileren:

116 Vgl. Maier: Weg (wie Anm. 22), S. 46.

117 Vgl. Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 101.

118 Ebd., S. 40.

119 1987/88 wurden persönliche Sponsoren von der FIS erlaubt, das bewirkte eine Emanzipation von den Schifirmen.

120 Klammer: Leben (wie Anm. 1), S. 153.

121 Ebd., S. 155.

122 Armin Assinger hat, wie erwähnt, gleich einen Ratgeber geschrieben. Er kam

Alle ‚Schilegenden‘ liefern neben den Geschichten über sich und andere harte Fakten und Daten. In keiner Autobiografie fehlen Statistiken und Tabellen. Im Anhang werden individuelle Medaillenbilanzen, Siege und Punkte nach Saisonen aufgelistet, dazu meistens über Jahrzehnte reichende Tabellen mit sämtlichen Weltcupsiegen der Herren und den Medaillenbilanzen der olympischen Alpin-Bewerbe und Weltmeisterschaften.¹²³ Bei Hermann Maier gibt es ein Glossar mit Erklärungen zu Begriffen wie FIS, Pool, Weltcup usw., im zweiten Buch ergänzt durch ein Renntagebuch mit ein, zwei Sätzen zu jedem Lauf; Karl Schranz' Autobiografie ist sogar mit einem Personenregister versehen. – Wissen wird also vermittelt und jede Menge Stoff zum Mitreden.

Daneben verbreiten vor allem Hermann Maier und Günther Mader jede Menge praktisches Wissen für ‚jedermann‘; die wirklich wichtigen Tipps werden dabei mehrfach angebracht – wie: Ein alter Schi ist besser, weil eingefahren, seine Kanten haben eher die richtige Schärfe.¹²⁴ Betätigt sich Maier nicht gerade als Förderer der Industrie, schreibt Günther Mader dafür einen regelrechten Werbeartikel für die Firma, bei der er als Manager arbeitet: XY ist eine Marke für Männer und Frauen!¹²⁵

Während im ersten Buch Hermann Maiers Trainingsprogramm ziemlich diffus bleibt, unterstützt im zweiten der Konditionstrainer und teilt mit, dass Training auf dem Zimmerfahrrad auch für Sex fit mache.¹²⁶ Zusätzlich verlautbart Maier seine persönlichen Zehn Gebote: „Meine Erfolgsformel. 10 Wege, die auch dich zum Sieger

dabei nicht ohne Autobiografisches aus. Das Buch ist wie ein Rennen strukturiert (*Vor dem Start, Der Start, Das Rennen ...*), Unterkapitel vermitteln die jeweiligen Notwendigkeiten (*Das Talent, Konsequenz, Die Motivation von innen, Die Motivation von außen ...*). Auf Biografisches, meist ein Schieerlebnis Assingers, folgt eine Übersetzung in andere, durchschnittlichere Alltage, dann wird eine Problemstellung herauskristallisiert – eventuell mit Fragen zum Selbsttest oder Anleitungen zum Training. Dazwischen gibt es kurze Erklärungen vom Experten, einem Psychotherapeuten und Facharzt für Psychiatrie und Neurologie, zum Themenfeld Angst sowie Reportagen und Interviews (v.a. mit LeistungssportlerInnen); vgl. Assinger/Klug: *Sieger* (wie Anm. 10).

123 Günther Mader macht sich mit einer Rangliste der – für ihn persönlich – besten Schirennläufer nicht gerade beliebt; auf die Ränge von 1 bis 55 hat es keine Frau geschafft; vgl. Mader: *ÜberLeben* (wie Anm. 7), S. 165–171.

124 Vgl. Maier: *Weg* (wie Anm. 22), S. 75; S. 78.

125 Vgl. Mader: *ÜberLeben* (wie Anm. 7), S. 160.

126 Er bewirbt bei dieser Gelegenheit auch gleich sein eigenes Buch.

machen“. In Kürze: Ziel, Plan, Ruhe/Kraft, eigener Weg, Ecken und Kanten, (Selbst-)Vertrauen, Trauen (Mut), Pionier sein, Ehrlichkeit, „Alles im Leben kommt zurück“. Günther Mader tut es ihm gleich: Er wendet sich mit konzentriertem Insiderwissen aber an „junge Rennlauf-Talente“ und ist reflektiert, wenn er meint, Gebote seien anmaßend und eine heikle Sache. „[D]ass jeder Läufer seinen eigenen Weg zum Erfolg finden muss, ist ja das elfte Gebot ...“¹²⁷ Dennoch gibt es seine zehn persönlichen Tipps – „kein Rezept für den schnellen, aber Basis für langfristigen Erfolg“.¹²⁸

Nicht nur diese ausgewiesenen Informations- und Ratgeberanhänge haben Nutzwert – für verschiedene Zwecke Nützliches und Anwendbares findet sich auch zwischendurch und insgesamt sind die Schirennläufer mit ihren Lebens- und Karrieregeschichten vorbildhaft: „[W]as steckt hinter dem sensationellen Aufstieg vom Maurer zum Millionär? Hermann Maier verrät das Geheimnis seines Erfolges. Sein Motto: Lebe den Traum deiner Jugend; stecke dir realistische Ziele; genieße den Erfolg, aber sei nicht überheblich ...“¹²⁹

Damit LeserInnen sie nicht übersehen, wird die Anwendbarkeit zuweilen explizit gemacht.

Sport und Training wird als Handlungsmodell für sämtliche Lebenslagen vorgeschlagen; in jeder Situation des Lebens sei ja Leistung irgendeiner Art gefragt. Eine Krankheit, einen Unfall durchzustehen, ist wie Sport, erfährt man von Hermann Maier.¹³⁰ Bei Günther Mader ist es weniger drastisch ausgedrückt, aber seine Krankheit hat er als Sportler überwunden: „Ich hatte mir in den zwanzig Jahren Spitzensport, in den fast 30 aktiven Jahren Rennlauf eine Konsequenz anezogen, eine Zähigkeit, eine Fähigkeit, Situationen nicht zu bejammern, sondern mich zu ihnen zu stellen. Diese Konsequenz war jetzt mein größtes Kapital und meine einzige Chance.“¹³¹

Er erzählt, dass es ihn zusätzlich motivierte, zu sehen, dass er viel schneller auf die Therapie ansprach als die anderen PatientInnen und

127 Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 187.

128 Ebd., S. 186. In Schlagworten: frei fahren, im Gelände fahren, Grundlagenausdauer trainieren, Beweglichkeit und Geschicklichkeit trainieren, sich vielseitig sportlich betätigen, keine Ja-Sager sein, sein Werkzeug kennen, dem Körper Pausen gönnen, Selbstvertrauen aufbauen, Schule oder Lehre nicht vernachlässigen.

129 Maier: Weg (wie Anm. 22), Klappentext.

130 Vgl. Maier/Okressek: Rennen (wie Anm. 6), S. 41.

131 Mader: ÜberLeben (wie Anm. 7), S. 126.

findet selbst, dass das „brutal klingt“. Das sei eben „dieser grausame Instinkt eines Spitzensportlers!“ Andererseits lässt es Mader nicht an Gegengewicht fehlen: „Ich habe in dieser Zeit immer wieder gebetet – aber ich habe dabei nicht um etwas gebeten, sondern ich habe mich bedankt.“¹³² Schließlich werden ‚gewöhnlichen‘ Menschen in solch dramatischen Situationen Chancen zugeschrieben, wenn sie nur genug tun: „Dass es mir heute so viel besser geht, habe ich nicht nur der Härte und Zähigkeit des Leistungssportlers zu verdanken, die mir durch die Therapie half. Sondern auch dem Ausgleichssport, der mir hilft abzuschalten, loszulassen, lockerzulassen.“¹³³

Manchmal wird Sport als konservative soziale Institution bezeichnet.¹³⁴ Die sogenannten traditionellen Werte, die Sport bewirbt (Erfolg im Wettbewerb, harte Arbeit, Ausdauer, Disziplin, Gehorsam), passen jedenfalls ausgezeichnet zu den Ansprüchen moderner neoliberaler Gesellschaften. Die „Sportifizierung“¹³⁵ ist Ausdruck der allseits geforderten (Selbst-)Disziplinierung und der Eigenverantwortung für den adäquaten Umgang mit gesellschaftlich erzeugten Risiken. Sie ist als Maßnahme verinnerlicht, inkorporiert im wahrsten Sinn des Wortes – jeder muss fit sein und körperlich wie geistig und emotional schnell und flexibel.¹³⁶ Sind die Schistars neoliberale Stehaufmännchen?¹³⁷

Das ‚Projekt schönes Leben‘ darf nicht misslingen, Einzelpersonen – quasi losgelöst von allen Strukturen und Zusammenhängen – stellen diesen Anspruch und sind zugleich IngenieurInnen ihrer selbst und RichterInnen über die Befriedung der Ansprüche.¹³⁸ Das Erlebte, auch und vielleicht insbesondere Scheitern,¹³⁹ muss Sinn machen.

132 Ebd., S. 127; S. 133.

133 Ebd., S. 133.

134 Vgl. Eitzen: Control (wie Anm. 92), S. 373.

135 Schmincke, Imke: No Decision. Einige Überlegungen zum Stand des Geschlechterverhältnisses am Beispiel von Frauenfußball und Frauenboxen. In: Kurswechsel (2004), H. 2, S. 23–34, hier S. 31.

136 Vgl. Bröckling, Ulrich: Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement. In: Ders., Susanne Krasmann, Thomas Lemke (Hg.): Governmentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt am Main 2000, S. 131–167.

137 Vgl. Marschik, Matthias: Sport als „leerer Signifikant“. Die Neutralisierung des Sportes als Bedingung seiner kulturellen Bedeutung. In: Kurswechsel (2004), H. 2, S. 35–43, hier S. 41.

138 Vgl. Schulze, Gerhard: Kulissen des Glücks. Streifzüge durch die Eventkultur. Frankfurt am Main, New York 1999, S. 39.

Diese Sinn-Illusionen haben ihrerseits Sinn: sie dienen der „autosuggestiven Selbstberuhigung. In einer Situation der Unsicherheit verschafft man sich das Gefühl, das Richtige zu tun. Das Gefühl mag trügerisch sein, aber man hat es gerne.“¹⁴⁰ „Olympia hat mich immer wieder abgeworfen, mir aber auch immer wieder auf die Beine geholfen. Im Kampf um die olympische Goldmedaille gab ich nie auf und wurde dafür anderweitig belohnt.“¹⁴¹

Implizit geben die Autobiografen Anleitungen zur Selbstbeobachtung, zum Teil mit direkten Hinweisen, wie man sich selbst coacht, wie man seine Kräfte auf allen Ebenen stärken kann. In die eigenen Denkmodelle, die den LeserInnen anempfohlen werden, werden wissenschaftliche, vor allem individualpsychologische Interpretationsansätze, eingebaut und genutzt. Einschlägige Belesenheit und Schulung macht sich bei den schreibenden Schirennläufern sehr bemerkbar: da ist die Rede von lebensgeschichtlichen „Meilensteinen“, von Authentizität, emotionaler Ehrlichkeit, Echtheit usw. Arbeit ist, und vielleicht sind die Leistungssportler dafür besonders geeignetes Symbol, nicht mehr nur die Auseinandersetzung mit der äußeren Natur, sondern mit dem eigenen ‚Innen‘ – man arbeitet an sich und, wenn es sein muss, gegen sich.

So schlagen sich gesellschaftliche Diskurse und Ideensysteme in den Schifahrer-Autobiografien nieder. Die Erfolgsgeschichten fördern bestimmte Alltagspraxen und produzieren Realität, indem sie Bilder vermitteln. Die ausführliche Beschreibung eines gruppenspezifischen Lebensstils, wie sie diese Bücher liefern und wie sie in den Medien, in kürzerer Form immer wieder thematisiert wird, erweitert das Spektrum der Handlungsoptionen. Nachhaltiger unterstützen die Beschreibungen das Herausbilden bestimmter Lebensstile.¹⁴²

Empirisch wahrnehmbar ist ausschließlich die Kommunikation über das Leben (nicht das Leben selbst, die biografische Identität o.ä.); Biografieforschung kann demnach keinen unmittelbaren Aufschluss

139 Vgl. Scholz, Sylka, Stefan Zahlmann (Hg.): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichte. Gießen 2005.

140 Schulze: Kulissen (wie Anm. 138), S. 76.

141 Schranz: Olympiasieg (wie Anm. 19), S. 103.

142 Vgl. Lindner, Rolf: Kulturtransfer. Zum Verhältnis von Alltags-, Medien- und Wissenschaftskultur. In: Kaschuba, Wolfgang (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie (= Zeithorizonte, 1). Berlin 1995, S. 31–44, hier S. 39 f.

über alltägliche Erfahrungs- und Lebenszusammenhänge (oder deren Vergangenheit) geben, aber: Sie kann aufklären, wie soziale und kulturelle Regeln bestimmte Arten von Deutungen hervorbringen und durchsetzen, kann zeigen welche Muster der Selbst- und Weltsicht kulturell gültig sind. Es geht um Handlungsoptionen und Bedeutungssysteme, nicht um ‚objektive Wahrheiten‘. Dennoch sind Lebensgeschichten wahr, denn sie wurden in einer konkreten sozialen und biografischen Situation konstruiert und sind in hohem Maße handlungsorientierend.¹⁴³

(Selbst-)reflexive Auseinandersetzung mit dem ‚gemachten‘ Leben ist den Autoren fremd – sie können den Einfluss der Stereotypen zu ihrer Person, der Legendenbildung und Mythologisierung nicht hinterfragen.

Biografien sind nicht individuell und beliebig, ihre TrägerInnen verkörpern ein spezifisches Ensemble sozialer, kultureller etc. Bedeutsamkeiten und Erfahrungen (in Verbindung mit Geschlecht, Herkunft, beruflichem Milieu, Altersgruppe, politischen Erlebnissen etc.), das auch spezifische Deutungsmodelle und Handlungsformen in konkreten Kontexten impliziert. So ist auch bei den Schifahrern Biografie „ganz konkret Gesellschaftlichkeit und Subjektivität in einem“.¹⁴⁴

Nikola Langreiter, *Golden Years. Autobiographies by Austrian ski-stars*

Austrian racing-skiers get a lot of public attention and not surprisingly they often publish their memoirs. To find out what the racing-skiers offer their audience a choice of four autobiographies by famous male (former) ski-stars gets compared and analysed in the paper.

The focus is on the following aspects: how do they write about themselves, about their bodies and sport, about their relationships with other people, and about Austria. Furthermore I pay special attention to the specific contexts of the autobiographical writings.

143 Vgl. Dausien, Bettina: *Biographieforschung als „Königinnenweg“? Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung*. In: Diezinger, Angelika u.a. (Hg.): *Erfahrungen mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung* (= Forum Frauenforschung, 8). Freiburg i.Br. 1994, S. 129 –153, hier S. 145.

144 Alheit, Peter: *Die Spaltung von „Biographie“ und „Gesellschaft“*. Kollektive Verlaufskurven der deutschen Wiedervereinigung. In: Ders., Wolfram Fischer-Rosenthal (Hg.): *Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte*. Opladen 1995, S. 87–115, hier S. 88.